

MARLEN
PELNY

ERBERT
HERBERT

— ROMAN —

HAYMON

Wie eine Million Steine liegt auf Saschas Brust, was ihr Vater „Gute-Nacht-Küsse“ nennt. Erwachsene haben Wörter dafür, die Sascha noch nicht kennt: sexueller Missbrauch. Die Wände im Hochhaus, in dem sie aufwächst, verschlucken, was in der Wohnung passiert. Zumindest scheint es dem Mädchen so. Wie sonst ist es für sie zu begreifen, dass sich hier niemand füreinander interessiert?

Damit ist es endlich zu Ende, als Sascha bei ihrem Großvater ein neues Zuhause findet. Gemeinsam mit ihrer Freundin Charlie und der Hündin Rosa wird er ihr zur Familie. In Sascha reift ein neuer Kern: ein starkes Herz, das zu Vertrauen fähig ist. Wenn sie jetzt an Liebe denkt, denkt sie an Charlie.

Das Alte abstreifen, sich lösen vom Schmerzhaften, das Neue ins Leben lassen, dieses Leben selbst in die Hand nehmen – davon erzählt Marlen Pelný. Behutsam erkundet sie die Möglichkeit einer Verbundenheit außerhalb der Konstellation Vater-Mutter-Kind und fragt danach, was das eigentlich ist: Familie?

Marlen Pelny

Liebe / Liebe

Roman

Leseprobe

[...]

Ich erwachte von einem Ruck und dem Geräusch der Handbremse, das ich schon immer beeindruckend fand. Es erinnerte mich an den Klang meiner Zähne, wenn ich sie kräftig aufeinanderpresste und dabei hin und her bewegte. Fast hätte ich genau das getan, wäre in dem Moment nicht die Tür aufgegangen, hinter der ich saß, und hätte dort nicht Großvater gestanden, der mir die Hand entgegenstreckte. Er lächelte mich an, wie er es noch nie getan hatte. Ich guckte mehrmals hin, ob es sich wirklich um denselben Mann handelte, den ich vor vier, fünf Jahren das letzte Mal gesehen hatte, aber abgesehen von seiner Freundlichkeit bestand kein Zweifel. Mit der einen Hand ergriff ich seine riesige Hand, mit der anderen löste ich den Gurt. Dann stand ich vor ihm. Er legte seine Hand auf meine Schulter und zeigte mir, wie sein Lächeln zu einem Lachen wurde. Ich war unsicher, dachte, gleich müsste es doch scheppern. Ob ich vielleicht noch schlief?

Er schob mich ins Haus, wo der Tisch gedeckt war, und sagte: „Setz dich, wenn du magst, und nimm dir schon mal ein Glas Limo!“

Das tat ich sofort, denn ich hatte wahnsinnigen Durst. Von den Bonbons, dem Schlaf, dem stundenlangen Schweigen.

Das Haus sah anders aus, als ich es in Erinnerung hatte. Sie mussten umgeräumt haben. Oder ausgeräumt? Auf jeden Fall sah es freundlicher aus, wenn auch immer noch recht kitschig. Ich sah zu der Puppe auf dem Sofa und den kleinen Schnapsgläsern in der Vitrine. Eigentlich alles wie immer, dachte ich. Was war es denn dann, was sich verändert hatte? Da hingen keine Gardinen mehr an den Fenstern, sondern weiße Rollos. Und das Sofa war nicht mehr braun, sondern hellgrau. Es sah dem bei uns zu Hause ziemlich ähnlich. Aber hier biss sich das Aussehen der Möbel irgendwie mit der Tapete. Wenn ich zu lange auf die Blumenmuster sah, wurde mir schwindelig.

Eine große Lampe stand in der Ecke. Sie sah aus wie ein Föhn aus den sechziger Jahren. Ich hatte Lust, mich darunter zu setzen und ein Buch zu lesen, aber dann fragte ich mich, warum ich hier eigentlich ganz alleine herumsaß.

Ich stellte mein Glas auf den Tisch und wollte gerade rausgehen, da bemerkte ich, dass etwas nicht stimmte. Der Tisch war nur für zwei Personen gedeckt.

Ich zählte noch mal durch. Mutter eins, Papa zwei, Großvater drei, Großmutter vier ... In dem Moment

kam Großvater ins Haus. Ich rannte an ihm vorbei nach draußen. Niemand war zu sehen. Nur ein Koffer, der wie ein Mahnmal im Garten stand. Ich starrte ihn an, dann sah ich auf die Straße, auf der kein einziges Auto zu sehen war, schaute zurück auf den Koffer, auf die Straße und so weiter und so fort. Ich trat auf das Monstrum ein. Es war Mutters Koffer, das hatte ich sofort erkannt. Ich riss ihn auf und fand meine eigenen Sachen darin. Ich packte sie alle aus, schmiss sie ins Gras, alle, bis der Koffer leer war. Dann legte ich mich hinein und klappte den Deckel über mir zu. Ich atmete schnell. Zu schnell.

Da lag ich nun, alleine auf einem Rasen, in einem Koffer. Selbst wenn dieser Koffer ein Floß gewesen wäre, hätte ich nicht gewusst, wohin er mich treiben würde. Nach einer langen Weile hörte ich meinen Namen. Aber genauso unreal, wie mir der gesamte bisherige Tag erschienen war, erschien mir nun auch das. Rief da wirklich jemand nach mir, oder wünschte ich mir bloß, dass es jemand tat? Ich stieß sachte mit dem Kopf gegen den Deckel, sodass ein kleiner Schlitz entstand, durch den ich hinaus in diese komische Welt schauen konnte. Ich sah auf dem Rasen zwei Beine stehen. Ich schob den Deckel weiter hoch und ließ meinen Blick die Beine aufwärts gehen. Sie gehörten Großvater. Ich sah ihn eine Weile an und überlegte, ob ich Lust darauf hatte, mich ihm anzuvertrauen. Er wirkte traurig, fast schon verzweifelt. Er guckte mir direkt ins Gesicht und hielt dabei immer wieder die Hand über die Augen,

obwohl die Sonne nicht mehr schien, und brummte so etwas wie „Mist, Mist, Mist“. In der anderen Hand hielt er eine Schachtel Erdbeeren. Ich ließ den Deckel des Koffers zurückfallen, setzte mich auf und blieb im Koffer sitzen. Ich konnte mir vorstellen, darin zu wohnen. Er war nicht groß, aber er fühlte sich sicher an. Großvaters Augen waren nass. Die Erdbeeren in seiner Hand leuchteten. Immerhin gab es noch Erdbeeren, dachte ich. Er streckte mir seine freie Hand entgegen und zog mich zu sich hinauf.

Als wir im Haus waren, bemerkte ich, dass Großvater alt geworden war. Er hatte ziemlich große Ohren, mit denen er bestimmt in der Lage wäre, mich selbst dann noch zu hören, wenn ich drei Zimmer weiter Arschloch sagte. Und wenn er mir eine Erdbeere reichte, zitterte seine Hand. Er aß die Beeren, ich popelte nur an ihnen herum. Meine Hände sahen aus, als hätte ich jemanden ermordet, und auf dem Teller, auf dem ich sezierte, lag mein Erdbeerbrei-Opfer.

Großvater sprach langsam, aber trotzdem verstand ich nur einzelne Worte. „Mutter, Zuhause, tot, jetzt, Großmutter, allein, du, wir, nicht, Kraft, deine, meine, ich, hier, bleiben, bleiben, hier, bleiben, hierbleiben ...“

Es fühlte sich an, als wäre ich in einem Aquarium. Alles blubberte und Großvater verschwamm vor meinen Augen. Irgendwann stand eine Tasse Tee vor mir. Er roch gut und machte Geräusche wie ein tropfender Wasserhahn. Immer diese verfluchten Tränen! Ich wischte sie weg.

Nachdem es lange still war, so still, dass ich nur hörte, wie ich den Tee hinunterschluckte, war ich in der Lage, das Puzzle zusammenzulegen. „Ich soll also hier bei dir bleiben? Und Großmutter ist tot?“ Er nickte. Ich dachte nach, versuchte es wenigstens. Wenn Großvater mich weiter mit Erdbeeren versorgen, mich nicht schlagen und ab und zu so nett lächeln würde wie vorhin, dann war das vielleicht gar keine so schlechte Idee. Gerade hatte ich noch über mein beschissenes Leben nachgedacht und schon bekam ich ein anderes. Ich würde Tim nicht mehr sehen und bezweifelte, dass wir uns schreiben würden, aber abgesehen davon fiel mir nichts ein, was mir fehlen könnte.

Großvater legte seine Hand auf meine. Sie war ganz warm und fühlte sich so an, als hätte er gerade einen Igel massiert. Ich mochte das. Ich fragte mich, wann er sterben würde. Nun, da Großmutter schon tot war, konnte es ja sein, dass Großvater auch bald dran wäre, und dann wäre ich ganz allein, mit seiner Leiche im Haus. Und da fiel es mir wieder ein. „Was wird denn jetzt aus deinem Geburtstag?“ , fragte ich.

Er wollte zur Feier des Tages die Regeln verändern. Nicht ich sollte ihm etwas schenken, sondern er bot mir an, mir zu wünschen, was immer ich wollte, und wir würden es auf der Stelle besorgen.

[...]

Als wir im Auto saßen, kam es mir so vor, als wäre ich zwischen dem Einsteigen in das Auto meiner Eltern und dem Einsteigen in sein Auto um Jahre gealtert. Bevor wir uns auf den Weg gemacht hatten, hatte ich sämtliche Beweise von meiner tränenreichen Ankunft aus meinem Gesicht entfernt. Das Make-up wog schwer auf meiner Haut, aber Großvater sagte, dass ich hübsch aussähe. Ich klappte die Sonnenblende herunter und den Spiegel darin auf, um zu schauen, ob er recht hatte. Aber ich erkannte mich nicht. Wir sprachen davon, wie es ist, älter zu werden. Großvater sagte, er sei genauso alt, wie er sich fühle. Und dass es gut sei, dass Großmutter gestorben war, das sagte er auch. Insgeheim musste ich ihm recht geben. Ich konnte Großmutter noch nie so gut leiden und Großvater schien sich während ihrer Abwesenheit von einem Monster in einen richtigen Menschen verwandelt zu haben. Zwei gute Gründe, die für den Tod meiner Großmutter sprachen.

Mir fiel nichts ein, das ich an ihr gemocht hatte. So sehr ich mich auch konzentrierte, es tauchten nur Bilder vor mir auf, die mich mit ihrer ganzen Hässlichkeit konfrontierten. Ihre hochgezogenen Lippen, ihre viel zu großen gelben Zähne, die sie mir gern vorm Schlafen zeigen zeigte, damit ich auf jeden Fall von ihnen träumte. Ihre Fingernägel, die sie selten, aber wenn, dann über ihrem Frühstücksteller schnitt, ihr geöffneter Hosenschlitz, der fehlende Schlüpfel darunter, das krause lange Haar, das hinauslugte, während sie vor dem Fernseher schnarchte.

Großvater meinte aber etwas anderes, nämlich die Qual, die keinen am Leben hält. Großmutter Qual war ihr Furunkel am Hals. Aber auch er selbst hätte sich nur noch gequält neben ihr, und wenn es so weitergegangen wäre, wäre er auch lieber gestorben. Ich war froh, dass er lebte. Wo hätten mich meine sogenannten Eltern sonst hingebacht? In ein Heim? Auf einen anderen Kontinent?

Ich fragte mich, ob sie jetzt, auf ihrer Rückreise, miteinander sprachen, genauso wie Großvater und ich. Falls Mutter überhaupt dazu in der Lage war. Und ob sie sich jetzt liebten, so wie früher, das fragte ich mich auch.

Im Tierheim angekommen, gingen wir in die Welpen-Abteilung. Dort stand ein junges Paar mit einem Knirps auf dem Arm. Sie unterhielten sich mit einer der Pflegerinnen. „Die Mutter ist ein Rottweiler, aber wer der Vater ist, wissen wir nicht. Sie war uns bei einem Spaziergang entwischt. Da muss es passiert sein. Wir haben

sie lange gesucht und zum Glück auch wiedergefunden. Ein paar Wochen später war klar, dass sie schwanger war. Die anderen haben wir vermittelt bekommen, einen Welpen werden wir behalten, aber für zwei haben wir einfach keinen Platz.“

Großvater und ich sahen uns an, dann hatte *ich* den Knirps auf dem Arm, Großvater verschwand mit der Pflegerin in einem Zimmer, das Pärchen rief zum Abschied: „Viel Spaß mit der Kleinen!“

Ich hatte nicht genügend Zeit gehabt, mir einen anderen Namen zu überlegen, hatte in der Zwischenzeit kein Erwachsenenbuch gelesen. Immer noch war da nur dieser Name Rosalie in meinem Kopf. Ich wollte nicht, dass Großvater einen Namen vorschlug, ich wollte, dass sie schon einen hatte, wenn er wiederkam. Also entschied ich mich für die einfachste Lösung und nannte sie Rosa. Ro wie Rottweiler und Sa wie Sascha, denn auch ich wollte einen anderen Namen haben, jetzt, wo ich nicht mehr das Kind meiner Eltern war.

Als Großvater zurückkam, stellte ich uns beide vor. Er lächelte und strich uns über die Köpfe.

[...]

Nun hatte ich eine neue Familie. Dass ich Großvater schon kannte, konnte ich oft nicht glauben. Ich hatte Schwierigkeiten, ihn mit dem Menschen, den ich in Erinnerung hatte, übereinzubringen. Er war stiller als Papa und ich zusammen und er lächelte unentwegt. Das Beste war aber, dass seine Gute-Nacht-Küsse wirklich nur aus einem Kuss bestanden und dass er sie mir auf die Wange gab. Ich wurde ruhig in seiner Gegenwart. Und wenn ich zu ruhig wurde, weckte Rosa mich wieder auf. Großvater hatte eine Kiste voll mit Spielsachen für sie besorgt. Manche quietschten, sobald sie hineinbiss, in andere konnte man Leckereien stecken. Rosa war dann stundenlang damit beschäftigt, sie dort herauszuholen.

Ich brachte ihr bei, mir zu folgen, ohne eine Leine zu benutzen. Bald konnte sie Sitz und Platz und sogar Gift. Das hieß, dass sie nicht essen durfte, was sie auf der Straße fand.

Oft trug ich sie durchs Haus wie ein Baby und fütterte sie mit einem Löffel. Meistens bekam sie die Reste

von dem Essen, das bei uns übrigblieb. Großvater erklärte mir, dass Hühnerknochen für Rosa gefährlich seien. Also vergrub ich sie im Müll, knotete die Tüten mehrfach zu und brachte sie sofort nach draußen, damit sie sich nicht verletzen konnte. Ich liebte es, ihr beim Essen zuzusehen. Genauso wie sie es liebte, mir beim Essen zuzusehen.

Das gesamte Dachgeschoss war mein eigenes Zimmer. Es war so groß, dass ich darin tanzen konnte. Außer einem Tisch, einem Bett, einem Regal und einer Truhe für meine Kleider stand nichts darin. In der ersten Nacht legte ich Rosa auf meinen Bauch und hielt sie fest, weil ich Angst hatte, wir könnten in diesem Raum verloren gehen, aber schon am nächsten Morgen gefiel er mir ganz ausgezeichnet. Ich hatte das Gefühl, dass jeder meiner Schritte einen Sinn hatte, weil ich nicht nach einem Meter direkt vor einer Wand stand, so wie ich es aus dem Hochhaus gewohnt war. Meine Gedanken hallten von den Wänden wider. Für alles, was ich tun wollte, hatte ich jetzt genügend Platz. Ich wusste zwar noch nicht, *was* ich tun wollte, aber schon allein, dass ich die Möglichkeit hatte, fühlte sich gut an.

Großvater sah ich vorrangig in gebückter Haltung in den Beeten im Garten stehen.

Vor seinen Füßen wuchsen Tomaten, Himbeeren, Rhabarber und ein Kirschbaum, von dem ich die Füße baumeln ließ.

Wir fuhren mit dem Auto raus an den See und schwammen mit Rosa um die Wette, aber wir hatten selten eine Chance. Wenn sie aus dem Wasser kam, schüttelte sie sich direkt vor unseren Füßen, aber wenn sie wieder ins Auto hüpfte, war sie immer noch nass. Ich ließ die Scheibe herunter, damit der Fahrtwind sie trocknete, und die warme Luft strich wie eine Katze um meine Knie.

Auf dem Rückweg fuhr Großvater das Auto oft mitten ins Feld. Wir stiegen aus und aßen Maiskolben im Liegen. Ich fragte Großvater, ob er jetzt fertig sei, als Mensch, oder ob er sich noch einmal verwandeln würde. Er wusste, was ich meinte. Ich merkte es daran, dass er, anstatt mir zu antworten, sich zu mir drehte und mich in die Arme nahm. Ich schluckte den zerkaute Maisbrei runter und roch in ihn hinein. Er duftete nach Seife und Shampoo und nach Mais. Nach einer Weile ließ er mich los, setzte sich hin und sagte: „Niemand kann schlimme Dinge ungeschehen machen. Nicht einmal die Dinge, die er selbst getan hat. Man kann das Leben nicht zurückspulen, leider. Aber man kann die Dinge besser machen als früher und das mache ich jetzt.“

„Bist du jetzt jemand anderes?“, fragte ich, weil er zwar nicht anders aussah, aber sich anders benahm. Aber er sagte: „Ich glaube, dass niemand sich verändert. Ich glaube, jeder hat gute und schlechte Eigenschaften, und jeder kann entscheiden, mit welchen davon er sein Leben verbringen will.“

„Also hast du jetzt ein zweites Leben?“

„Ja, das könnte man sagen. Zumindest ein anderes Leben habe ich jetzt“, sagte er.

Diese Tage, in denen wir uns aufs Neue kennenlernten, Großvater und ich, in denen wir Rosa beim Wachsen zusahen und sie mit Leckereien vollstopften – sie fühlten sich an wie ein warmes Bad, in dem ich eine dreckige Kruste von meiner Haut abschrubbte. In den Nächten träumte ich davon, zu fliegen. Komischerweise konnte ich in den Träumen aber nur auf eine Weise in den Himmel gelangen, die ich, wenn ich tagsüber darüber nachdachte, ziemlich unlogisch fand, denn meine Methode funktionierte so, dass ich die Arme zu den Seiten ausstreckte, die Handflächen nach oben hielt und dann die Luft von unten nach oben drückte. So etwas konnte nur in der Nacht funktionieren, denn als ich es einmal am Tag ausprobierte, wurde mir klar, dass ich mich damit doch nur in den Boden presste.

Ich wusste gar nicht, ob ich überhaupt fliegen wollte. Ich konnte es nicht mit Bestimmtheit sagen. Durch den Fahrstuhl im Hochhaus wusste ich, wie es sich anfühlte, vom Boden abzuheben. Aber immer, wenn ich dann oben angekommen war und auf alles hinuntersah, was zur Aussicht bereitstand, wusste ich nicht, was es mir brachte hinzusehen, und ich konnte nie sagen, dass mir das, was ich sah, gefiel.

Ich war mir sicher, dass Mutter genau in diesem Moment am Fenster hinter der Gardine stand und vielleicht sogar etwas Ähnliches dachte.

Ich hingegen saß auf der Veranda und sah dem Gemüse in unserem Garten beim Wachsen zu. Der Wasserschlauch lag im Schatten. Wenn ich ihn anmachte,

konnte ich die Uhr danach stellen, dass Rosa herangeeilt kam und in den Strahl hineinbiss. Manchmal lief vor dem Zaun jemand vorbei und bat darum, angespritzt zu werden, wenn es gerade besonders heiß war.

Frau Keller von nebenan winkte mir jeden Tag zu. Manchmal brachte sie sogar Kuchen vorbei.

Hier redeten die Menschen miteinander, daran musste ich mich erst gewöhnen. Großvater bestand darauf, dass ich alle grüßte, denen ich auf der Straße begegnete.

„Ein freundliches Nicken ist für den Anfang auch in Ordnung“, sagte er, „aber bitte reagiere irgendwie!“

Zuerst fand ich es total verrückt, dass Frau Keller mir einfach so von ihrem Mann erzählte. Sie sagte, dass er eine Woche vor meiner Großmutter gestorben sei und dass er Ingenieur war. Seinen Hobbyraum hätte sie noch immer nicht ausgeräumt. Als ihre Augen glitzerten, senkte ich den Kopf.

Aber mit der Zeit verstand ich, dass man auch über tote Menschen reden konnte, dass Herr Keller bei ihr genauso anwesend war wie Großmutter bei uns. Herr Keller mit seinem Hobbyraum und Großmutter mit ihren Puppen. Und selbst wenn wir die Puppen verschenkt hätten, wäre Großmutter noch da gewesen. Das spürte ich ja selbst. Nur wusste ich bis dahin nicht, dass es dafür Worte gab, die man nicht nur denken, sondern auch sagen durfte.

Bald freute ich mich, sobald ich Frau Keller im Garten sah. Sie erzählte, was bei ihr gerade blühte und was dieses Jahr keine Chance hätte, und ich reichte ihr ein paar Kirschen über den Zaun.

So hätte das Leben von mir aus weitergehen können, aber eines Tages, nach dem Abendessen, zeigte Großvater mir einen Brief. Schon nach dem Lesen des Briefkopfs war mir alles klar. Ganz egal, auf welche Zeile ich mich danach versuchte zu konzentrieren, das Wort Schule hatte sich vor meinen Augen so breit gemacht, dass ich, selbst als ich nach unten zu Rosa sah, nichts erkennen konnte. Dieses verdammte Wort versperrte mir die Sicht. Wir diskutierten lange über den Sinn dieser Einrichtung, bis Großvater mir ein Glas Bier hinstellte. „Trink!“ , sagte er.

Ich freute mich, dass er mit mir feiern wollte, wünschte mir aber, er hätte sich dafür einen besseren Zeitpunkt ausgesucht. Allerdings wollte ich ihn auch nicht enttäuschen, deswegen nahm ich das Glas und trank einen Schluck. Ich spuckte es sofort wieder aus. Ungünstigerweise saß er direkt in meiner Ziellinie und bekam alles ab. Zum Glück fand er es lustig. Dieses Zeug schmeckte einfach widerlich.

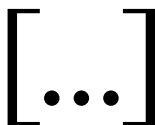
„Siehst du“, sagte Großvater, während er sich trockenwischte, „solange du kein Bier magst, bist du noch nicht erwachsen, und deshalb musst du in die Schule gehen.“ Er zog das Glas zu sich heran und trank es im Verlauf des Abends aus.

Rosa lag auf meinen Füßen und Großvater erzählte von der Zeit, in der er in die Schule gegangen war. Dass es da auch nicht erlaubt war, Tiere mitzubringen, außer, wenn man sie einem Lehrer schenken wollte, aber dass das nur diejenigen taten, die es sich leisten konnten. Sei-

ne Eltern konnten es sich nicht leisten und so brachte er immer nur ein Stück Holz oder ein Brikett mit, damit man während des Unterrichts nicht fror. Ich versuchte mir vorzustellen, wie Großvater aussah, als er ein Junge war, aber selbst als er mir Fotos zeigte, wusste ich, er hätte mir jedes x-beliebige Bild hinlegen können und ich hätte es geglaubt, wenn er gesagt hätte: „Hier, auf diesem Bild, das bin ich.“

Dann holte er seinen Fotoapparat und machte das erste Bild von Rosa und mir. In den folgenden Tagen fotografierte er uns unentwegt, weil er den Film vollkriegen wollte. Ich hatte es nur einmal geschafft, ihm den Apparat aus der Hand zu reißen und ihn zu fotografieren. Aber genau in dem Moment, in dem ich „Lächeln!“ sagte und auf den Auslöser drückte, schloss er die Augen. Ich fand das furchtbar ungerecht, aber er lachte und bedankte sich. Er sagte, dass das Einzige, was ihn wirklich interessiere, sei, wie er mit geschlossenen Augen aussehe. „Aber du hast doch so schöne Augen!“, erwiderte ich. „Ja, vielleicht, aber ich schiele“, antwortete er. Das war mir bis dahin gar nicht aufgefallen. Aber jetzt, wo er es sagte, sah ich es auch. Seine runden Augen, die manchmal wie Zwiebeln aussahen, wenn er weinte, guckten eigentlich beide in die Mitte, auf seine Nasenspitze. Ich fand das lustig und machte es nach. Ich übte es von da an eine ganze Weile, weil ich auch schielen wollte. Ich wollte auch Großvaters Hände und Großvaters Ohren. Ich beneidete ihn um seine Ruhe. Wie er all die schönen Details an seinem Körper hatte und damit genauso still auf einem Stuhl rumsaß wie jeder andere Mensch.

Als die Fotos entwickelt waren, stellte er mir einen Bilderrahmen ans Bett. Auf dem Foto war, neben mir und Rosa, auch das Bierglas zu sehen. Das gefiel mir. Es sah so aus, als hätte ich es doch getrunken.



An meinem ersten Schultag war Rosa zweieinhalb Monate alt. Trotz der Unterhaltung mit Großvater probierte ich, sie in verschiedene Taschen zu stecken. Aber immer, wenn ich die Tasche anhub, wurde sie nervös und sprang heraus. Ich hatte Angst, dass sie sich noch wehtat, also ließ ich es bleiben. Ich steckte mein T-Shirt in die Hose und packte Rosa da hinein. Immer, wenn ich sie an meinen Körper presste, wurde sie ruhig. So gingen wir hinunter zum Frühstück. Weil ich Rosa oft so bei mir trug, dachte ich, dass sich Großvater bestimmt erst fragen würde, wo sie war, wenn ich schon längst in der Schule saß. Aber er hatte andere Pläne. Dass es doch gut wäre, wenn er heute mit ihr einen Ausflug machen würde, damit sie von meiner Abwesenheit abgelenkt wäre. Ich war neidisch. Ich wollte auch einen Ausflug machen, aber mir fiel nichts ein, was ich erwidern konnte.

Ich fütterte Rosa mit meinem Frühstücksei und ließ sie erst aus meinem T-Shirt heraus, als ich die Haus-

tür öffnen musste, um zu schauen, wie der Rest meiner neuen Welt aussah.

Schon auf dem Weg zur Schule fühlte es sich so an, als würden immer noch Ferien sein, so wie die letzten Wochen in Großvaters Haus. Ich konnte nicht sagen, dass ich mich schon zuhause fühlte. Alles war noch ganz neu. Mein Bett, der Geruch des Hauses, überhaupt dass es ein Haus war, ganz für uns allein. Rosa, die mit ihrer feuchten Schnauze tat, was Menschen mit den Fingern tun: mich kneifen, damit ich merkte, dass das alles wirklich war. Trotzdem fragte ich mich oft, ob diese ganze Umgebung überhaupt zu mir passte.

Ich lief den Weg an den Kleingärten entlang, auf dem Großvater und ich schon einige Male Kirschen geklaut und damit Weitspucken gespielt hatten und auf dem Rosa versucht hatte, die Kerne zu fangen.

Es war niemand zu sehen. Aber ich hatte das Gefühl, dass mich die Bäume beobachteten, dass sie ganz genau sahen, dass ich jemand Fremdes war. Ich hatte kein gutes Gefühl. Schon lange war ich nicht mehr ganz allein unterwegs gewesen. Ich hielt mich an den Riemen meines Rucksacks fest und war mir nicht sicher, ob ich in diesem Moment nicht lieber wieder die Henkel von Mutters Einkaufstasche zwischen den Fingern gespürt hätte. Ich ging geradewegs hinein, in ein riesengroßes Loch, aber ich spürte nicht einmal, wie ich ging. Ich wurde gezogen, wie ein Magnet, als würde mich irgendwer steuern.

Wie taub kam ich auf dem Schulhof an. Da stand eine riesige Villa auf dem gleichen Grundstück, auf dem auch die Schule war. Ich starrte sie an und fragte mich, ob ich mich dort nachts einmal hineintrauen würde, um zu schauen, wie es war, auf dem Balkon zu stehen. Ich ging an der Villa vorbei, vor der einige gut gekleidete Kinder standen, Jungen und Mädchen, die so alt waren wie ich. Leidensgenossinnen. Sie unterhielten sich. Wahrscheinlich über mich.

Wieder hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden. Endlich an der Schule angekommen, stellte ich fest, dass das gar nicht die Schule, sondern die Turnhalle war. Nun hatte ich ein Problem. Ich wusste, dass meine erste Unterrichtsstunde nicht Sport sein würde, und ich wusste, dass ich mir nicht die Blöße geben wollte, zu den anderen zurückzugehen und zu fragen, ob hier irgendwo die Gerhart-Hauptmann-Schule war. Ich zog an der Eingangstür der Turnhalle. Falls mich jemand beobachtete, hatte er jetzt keinen Zweifel mehr daran, dass ich genau wusste, was ich tat. Zum Glück war die Tür nicht verschlossen, aber nun stand ich auf dem Parkettboden, mitten in dieser riesigen Halle, und wusste nicht, was ich als Nächstes tun sollte.

Hier drinnen sah die Halle viel moderner aus, als es von außen den Anschein gemacht hatte. Da war ein Basketballfeld, Rhönräder, einige Recke, große Körbe voll mit Fußbällen, Handbällen, Tennisbällen. Es gab sogar einen Beachvolleyballplatz, mit echtem Sand. Dahinter hing eine Palmenstrand-Tapete. Ich stellte meinen Rucksack ab, zog die Schuhe aus und schob meine Füße

in den Sand hinein. Ich bohrte die Zehen tief hinein, bis sie ganz kalt waren, und sah die Tapete an. Leider hatte sie einige Blasen, weswegen ich nicht das Gefühl bekam, auf eine echte Landschaft zu blicken. Plötzlich dachte ich an die Tapete im Hochhaus, an die vielen Noppen, die ich abgepopelt hatte. Mir fiel nichts Besseres ein, als die Blasen auf der Tapete zu zählen. Wenn ich durcheinanderkam, fing ich wieder von vorne an.

Irgendwann hörte sich meine Stimme ganz anders an, bis ich bemerkte, dass ich nicht allein war, dass da noch jemand zählte, dass da jemand mit mir zusammen einer sinnlosen Beschäftigung nachging. Ich hörte sofort auf und sah mich um. Ein paar Meter entfernt, auf einem Sprungbock, saß ein Mädchen, das einen Namen haben musste, in dem das Wort Schönheit enthalten war. Sie hatte schwarzes Haar und so blaue Augen, dass es schon von Weitem wehtat, da hineinzusehen. Ihre Haut sah aus, als würde man ausrutschen, wenn man sie berührte.

„Hi, ich bin Charlie“, sagte sie mit einer überraschend tiefen, kratzigen Stimme. „Ich soll dich holen.“

Ich kam mir total bescheuert vor, ich schämte mich. Charlie hatte einen schwarzen Anzug an, und obwohl sie jetzt anfing, Kaugummi zu kauen und damit Blasen zu machen, sah sie sehr elegant aus. Ich schaute an mir herunter. Ich hatte eine dieser blöden Hosen an, die Mutter mir im Katalog bestellt hatte, dazu ein T-Shirt, auf dem nichts Cooles stand, was in irgendeiner Weise hätte zeigen können, dass ich innendrin ganz anders war, und die einzige Jacke, die Mutter mir in den Kof-

fer getan hatte, weil sie wusste, dass ich sie nicht leiden konnte, denn sie war rosa. Außerdem war sie für die Temperaturen eigentlich viel zu warm.

Wahrscheinlich wurde ich rot. Ich zog mir schweigend meine Schuhe an und folgte Charlie in die Villa, die also meine neue Schule war.

Sie ging schnell, ich hatte Mühe, ihr zu folgen. Ich wollte die Bilder an den Wänden anschauen, mich in einen der alten Sessel setzen, die in der Empfangshalle standen, aber ich beeilte mich und war bald neben ihr. Plötzlich fasste sie meine Hand und öffnete eine Tür. Jetzt kam ich mir wieder bescheuert vor. Hand in Hand, wie zwei kleine Kinder, standen wir nun vor der Lehrerin, vor der gesamten Klasse. Alle sahen uns an.

„Du bist also Sascha?“, fragte die Frau mit der Kreide in der Hand. Ich nickte. Sie lächelte und sagte: „Na, dann setzt euch mal hin.“

Charlie zog mich an der Wand entlang in die letzte Reihe, wo ich neben ihr Platz nahm. Erst als die Lehrerin „Frau Zacharias“ an die Tafel schrieb und darum bat, ein bestimmtes Heft aufzuschlagen, bemerkte ich, dass Charlie noch immer meine Hand festhielt.

Sprach Frau Zacharias von Drehbewegungen oder drehte sich der Raum oder drehte ich mich selbst? Ich wusste es nicht. Ich starrte auf ihre Frisur, als wäre sie der Horizont, während ich mich auf einem Schiff befand.

Sie hatte einen Dutt aus reichlich dickem, grauem Haar und sah dadurch sehr mütterlich, fast schon warmherzig aus. Sie trug ein beigefarbenes Kleid, das

eigentlich wie ein Kittel aussah. Ihre Arme waren sehr braun. Ich mochte ihre Stimme. Aber von dem, was sie sprach, verstand ich nichts. Ich war zu konzentriert auf meine Hand. Oder auf die von Charlie. Ich konnte nicht mehr sagen, welche Hand meine war.

Dieser Klassenraum war eine Bühne. Und Charlie, in ihrem Anzug, stand obendrauf. Frau Zacharias machte die Hintergrundmusik, alle anderen waren Statisten, Lampen oder Bäume. Nur Charlie atmete. Ich saß da, ganz steif, unwickelt von Charlies Hand, und fragte mich, ob mein Herz gewachsen war. Es pochte so heftig, dass mein gesamter Körper gegen sich selbst zu kämpfen schien, in Wellenbewegungen, wie ein Lautsprecher, aus dem in voller Lautstärke ein fremdes, aber schönes Lied schallte.

Der gesamte Tag verging auf irgendeine Weise. Meine Hand war wie aus Watte.

Charlie lief mit mir den Weg an den Kleingärten entlang. Wir hatten noch kein Wort gesprochen, und gerade als ich dachte, dass wir das auch niemals tun würden, fragte sie mich, woher ich käme.

„Aus einem Hochhaus“, sagte ich.

„Aus welchem Stock?“, wollte sie wissen.

„Aus dem zehnten.“

Die Antwort schien ihr zu genügen. Darüber war ich froh. Ich wollte ewig mit ihr Hand in Hand gehen, sie einfach nicht mehr loslassen. Ich stellte mir vor, wie wir zusammen am Tisch sitzen und uns gegenseitig füttern würden.

„Kommst du mit mir mit?“, fragte sie.

Ich sagte ja, obwohl ich nein meinte. Ich wollte Rosa sehen und ich wollte nicht, dass Großvater sich Sorgen machte. Also schob ich schnell hinterher, dass wir vorher noch zu mir gehen müssten. Sie schien nichts dagegen zu haben. Ganz im Gegenteil.

Als wir angekommen waren, Rosa begrüßt hatten und ich Großvater all seine Fragen über die Schule beantwortet hatte, wollte sie mein Zimmer sehen. Ich klemmte mir Rosa unter den Arm und wir gingen nach oben.

„Wow“, sagte sie und ging mit großen Schritten durch den Raum. Erst jetzt fiel mir auf, dass wir uns gar nicht mehr an den Händen hielten. Charlie ließ sich aufs Bett fallen. Ich fragte nicht nach dem eigentlichen Plan, noch woanders hinzugehen, wohin auch immer sie eigentlich hatte gehen wollen. Ich fragte gar nichts. Wie eine Fremde stand ich in meinem eigenen Zimmer und sah Charlie dabei zu, wie sie sich ihr Jackett auszog. Darunter trug sie ein weißes Feinripphemd, das ihr ein bisschen zu groß war. Ich konnte ihre Nippel hindurchscheinen sehen.

„Hast du auch schon welche?“, fragte sie, während sie für eine Sekunde das Hemd anhub und dann sofort wieder fallen ließ. Auch wenn es nur ein kurzer Moment war, gab er mir genügend Zeit zu sehen, dass sie schon richtige Brüste hatte und dass ihr Dekolleté von Narben übersät war.

[...]

Als wir in die Stadt hineinfuhren, kam mir alles ganz anders vor. Natürlich erkannte ich die dicke Brücke, die über den Fluss führte. Aber alles, was folgte, die hellen Straßen, die vielen Menschen, die ganzen Läden, das war mir neu. Ich dachte, jemand hätte noch einen anderen Ort in diese Stadt hineingesteckt.

Auf dem Weg zum Hochhaus fragte ich mich, ob ich es überhaupt noch erkennen würde, denn die meisten, an denen wir vorüberfuhren, waren neon-gelb gestrichen, so als würde das etwas an ihrer aufdringlichen Hässlichkeit ändern.

Wir fuhren unter den Strommasten hindurch. Aber ich sah nicht nach links, auf die Wiese, wo vielleicht noch unsere Bude stand, in der Tim mir seinen Pimmel überlassen hatte. Ganz wie Großvater befohlen hatte, starrte ich geradeaus und lenkte den Wagen die immer grauer werdenden Straßen entlang. Die hintersten Winkel des Neubaugebiets waren von der Sanierung verschont geblieben. Ich fragte mich, ob meine Eltern

zumindest innen neu gestrichen hatten, um mich gänzlich hinauszufegen, um alles, was an mich erinnerte und nach mir roch, zu übertünchen. Was aus meinem Zimmer geworden war, fragte ich mich. Ob es noch immer so aussah wie damals, und wenn ja, ob da nicht noch ein benutzter Schlüpfer unter meiner Bettdecke lag, den Papa sich hätte nehmen können.

Ich lenkte den Wagen in eine Parklücke, in die ich nur einbiegen musste. Zwar hatte Großvater mir auch das Rückwärtsfahren gezeigt, aber nicht, während ein Auto hinter uns stand und darauf wartete, weiterfahren zu können.

Als ich ausstieg, hoffte ich, Papa würde gerade hinter der Gardine stehen und sehen, dass ich es war, die am Lenkrad gesessen hatte. Dass ich es war, die jetzt Rosa aus dem Auto holte. Rosa, die er genauso wenig kannte wie alles andere, was mit mir zu tun hatte.

Ich schloss die Tür ab und steckte den Schlüssel in die Hosentasche, als wäre er mein Eigentum. In diesem Moment, den Schlüssel in der Tasche, Rosa wie immer direkt hinter mir, spürte ich, dass ich jemand ganz Neues war. Mein alter Name konnte hier in den Straßen kleben, wie er wollte, der neue hatte mir einen anderen Kern gegeben, ein stärkeres Herz. Eines, das nicht mehr schwieg, und eines, das nicht mehr zusammengedrückt wurde, von Papas Brust, die auf mir gelegen hatte wie eine Million Steine, während er von Liebe sprach. Ich war jetzt die, die bei dem Wort Liebe an Charlie dachte.

[...]

Alle Informationen zum Buch:
[https://www.haymonverlag.at/
produkt/8141/liebe-liebe/](https://www.haymonverlag.at/produkt/8141/liebe-liebe/)

Lust, so richtig einzutauchen in neue Geschichten?

In unserem Newsletter versorgen wir dich mit allen Infos rund um unsere Neuerscheinungen, AutorInnen und die Bücherwelt.

[Hier](#) kannst du dich dafür anmelden.